

Lieber Ivo van Hove, sehr verehrte Frau Ministerin Ina Brandes, geschätzte Freundinnen und Freunde, meine Damen und Herren, lieber Hartmut Haenchen,

Zukunft braucht Herkunft – eine triftige Devise des philosophischen Essayisten Odo Marquard, oft bemüht, selten beherzigt. Der Blick nach vorn bleibt trübe, wenn er keine Umschau, keine Umsicht kennt. Wenn er sich im Hier und Heute verliert, im Aktuellen verbeißt. Das, was wir Gegenwart nennen, ist ja recht eigentlich die Schnittstelle zwischen Vergangenen und Künftigem. Oder, wie Robert Musil seinen *Mann ohne Eigenschaften* kurz vor dem Ersten Weltkrieg, im Bewusstsein der heraufziehenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts, räsonnieren lässt: Gegenwart, das ist nur «eine Hypothese, über die man noch nicht hinausgekommen ist». Doch auch das Vergangene ist nicht, so wenig wie das Künftige, etwas ein für allemal Geronnenes, ewig Festes, es muss immer wieder neu entdeckt, gewonnen werden, wenn wir uns vergegenwärtigen wollen, *woher* wir kommen, *wo* wir stehen und *wohin* wir gehen.

Ihnen, lieber Hartmut Haenchen, waren die Notwendigkeit wie die Tragweite dieser Herausforderung immer klar. Künstlerische Arbeit, und das heißt für Sie vor allem: in Noten, in Partituren gespeicherte Musik zum Sprechen zu bringen, als körperlich-sinnliche *und* geistige Erfahrung, kann nur gelingen, wenn sie ihre Voraussetzungen mitbedenkt und einbezieht. Die verschüttete Magie scheinbar vertrauter, vermeintlich tot gespielter oder auch sträflich vernachlässigter Werke aufzuspüren, ihre rätselhaft überschüssige Strahlkraft zu ergründen und zu vermitteln, das ist seit je der Antrieb Ihrer textkritischen Forschungsarbeit. Sie wollen es eben ganz genau wissen, wie ein Archäologe, der sich durch unzählige Schichten verstummter Kulturgeschichte gräbt. Und dabei – im Konzert- und Theaterbetrieb oft kaum bemerkt – Pioniertaten vollbringt, die ihrer Zeit weit voraus sind.

Betont sei hier zumal Ihre Auseinandersetzung mit dem Musiktheater Richard Wagners. Dass sich die Nebel deutschromantisch pathostriefender, stimmtötend aufgedrehter Klangorgien verzogen haben und bei Wagner die Spuren einer nach wie vor zündenden Zukunftsmusik wieder sichtbar wurden, ist maßgeblich Ihnen zu verdanken. Was die Dresdner Musikfestspiele, deren Intendant Sie von 2003 bis 2008 waren, derzeit als Novum vermarkten, nämlich einen konzertanten *Ring*-Zyklus in historisch-kritisch revidiertem Klanggewand, praktizieren Sie seit Jahrzehnten.

Im Zentrum steht dabei immer die philologische Arbeit am Material. Weil Sie daran glauben, dass Musik, dass Kunst uns nur ergreift, wenn sie der autonomen Kraft *ihrer* Mittel vertraut. Dass sich durch Kunst, durch Musik neue Perspektiven über den Tag hinaus nur öffnen, wenn sie aus der Frage entsteht, *wie* das Spiel der Formen, der Motive, Stimmen, Gestalten, Themen, Bilder jenseits des Erprobten sinnvoll zu bereichern sei. «Die Stärke ... von Kunst liegt gerade darin, dass sie angesichts der gegenwärtigen Kriege, Krisen und Katastrophen ohnmächtig ist, ratlos, ... schutzlos, verletztlich, ... vieldeutig, ... verworren, ... schrill, traurig, fantastisch, absurd, ... und ... vielerlei mehr», schreibt der Musikwissenschaftler Rainer Nonnenmacher in einem Text

für das Ensemble Modern. Anders gesagt: Kunst, Musik wird zur existenziellen Erfahrung entweder aus sich selbst, aus ihrer Konstruktion, Komposition, Struktur, aus dem *Wie* – oder sie verpufft.

Angesichts eines zunehmend gereizten Klimas, das offene Debatten über kontroverse Themen belastet, das Freiheit und Autonomie der Kunst mit moralinsauren Bekenntnisforderungen bedroht, aus konträren politischen Richtungen, in dem immer häufiger zu Aussperrungen und Boykotten aufgerufen wird, sei daran erinnert, dass Kunst «sich ihre eigene Welt erschafft», eine Welt, «in der alles außer Kraft gesetzt ist, was sonst gilt» – ich zitiere den Dramaturgen Carl Hegemann. «Theater», stellte Robert Wilson lapidar fest, «ist nicht Leben, und man sollte nicht versuchen, dies vorzutäuschen.»

Aber natürlich gilt ebenso: Der Zauber des Materials, das Wunder des schönen Scheins, ohne die das Leben sinnlos ist, offenbaren sich erst, wenn Fantasie und Imagination auf profundes Handwerk treffen. Womit wir wieder bei Hartmut Haenchen wären. Ob als junger Kapellmeister in der DDR – in Zwickau, Halle, Schwerin, Berlin und Dresden, wo Sie mit der vom Tanz kommenden Theatervisionärin Ruth Berghaus eng zusammenarbeiteten –, ob als Chefdirigent der Philharmonie und Niederländischen Oper in Amsterdam, ob als gefragter Gastdirigent oder Anwalt zeitgenössischer Musik, fast immer sorgten Sie für Überraschungen, die auf peniblem Quellenstudium beruhen. Derzeit haben Sie Johannes Brahms am Wickel, den Gegenspieler Wagners, den vermeintlichen Klassizisten, der sich an Beethoven die Zähne ausbiss, um seinen eigenen Weg zu finden. Und ich habe keinen Zweifel, dass es Ihnen um jenen «Fortschrittler im Bereich der musikalischen Sprache» geht, an den Arnold Schönberg, grundstürzender Erneuerer der Harmonik, 1933 in einem berühmten Essay erinnerte. Auch in Ihrem 83. Lebensjahr haben Sie die Freude an der Sisyphosarbeit tieflotender Werkanalysen nicht verloren: Sie bohren so lange, bis im Dunkel ein Licht aufgeht, das uns alle angeht.

Gerard Mortier hat das sofort gespürt, als er Sie zum ersten Mal traf. Auch er verstand die Beschäftigung mit Vergangenen, im Bewusstsein der Krisen *seiner* Lebenszeit, als Voraussetzung und Versprechen für die Zukunft. Zu den Referenzen *seines* Kunst-Kosmos gehörten u. a. Monteverdi und Mozart, nicht als museale Götter, sondern als Schöpfer unerschöpflich vitaler, vieldeutiger Werke, die uns bis heute betreffen. Mortiers Lieblingsfigur aus der antiken europäischen Mythologie war Sisyphos, der lustvoll vergeblich seinen Stein bergan zum Gipfel stemmt, mit List und Geduld, Trotz und Geschick, in spielerischem Aufbegehren gegen den Tod und das Ende aller Zeiten. Nicht der schlechteste Wegweiser in wirren, verwirrten Verhältnissen. In diesem Sinne bitte ich Sie nun auf die Bühne, denn er erwartet Sie schon, Sisyphos, in Gestalt einer Bronzeplastik, die der Künstler Alexander Polzin geschaffen hat.

Ich danke Ihnen.

*Albrecht Thiemann*